

22]

(Nachdruck verboten.)

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„Nun?“

„Der brave Kerl, aus so einer rechtlichen, angesehenen Familie —“ Gemming murmelt es zwischen den Zähnen; „den haben sie heut eing'scharrt hinter der Kirchhofsmauer.“

„Was?“ schreit der Habermeister und springt auf, das war zu viel, jetzt reißt die allzu scharf gespannte Saite. „Herrgott — mei Hand! Gieb mir mei Hand wieder!“ Mit der Kraft des Fiebers und der Verzweiflung reißt er den Stutzen von der Wand. „Wart nur, Florian, Du liegst nit lang allein da draußen —“

„Habermeister!“ ruft Gemming und entwindet mit einem Ruck dem schwachen Mann die Waffe. „Was soll das heißen — seid Ihr bei Sinnen?“

Wiltraud fängt den Taumelnden in ihren Armen auf.

„Bei Sinnen wär' ich schon, wenn i noch g'sund und stark wär'!“ sagt er mit hinsterbender Stimme. „Aber so — habt's recht, Herr Gemming! Was will unsereins machen?“ Er lacht — ein herzzerreißendes Lachen: „Dahin haben sie's also gebracht, 's ganze Land hat uns respektirt und jetzt? Der Meister zum Krüppel g'schossen, die Mitglieber zerstreut — todt, im Sand eing'scharrt — o Du alter, großer Kaiser — so endet Dei Haberorden!“

Er bleibt Wiltraud und dem Freund wie leblos in den Armen. — Sie bringen ihn, ohne ein Wort zu reden zu Bett und setzen sich still daneben. Allmählig geht die Ohnmacht in einen unruhigen Schlummer über.

Wiltraud kann nicht weinen, ihr ist, als wäre ihr die Aufgabe geworden, allen Schmerz der Menschheit auf einmal auszukosten. — Wer das erlebt hat, kann nie wieder froh werden! — Aengstlich lauschen sie den Athemzügen und den verworrenen Lauten des Schlafenden.

Wiltraud neigt sich zu Gemming herüber und flüstert leise: „Selt, Herr Gemming, Des verläßt's uns nit heut Nacht? Mir ist so Angst!“

Gemming nickt ihr nur stumm zu.

Dann harren sie standhaft an dem bangen Schmerzenslager aus — eine lange qualvolle Nacht.

Gegen Morgen wird der Kranke ruhiger und sein Schlaf scheint fester und wohlthätiger zu werden.

„Gott sei Dank,“ haucht Wiltraud kaum hörbar dem lauschenden Gemming zu. — Der horcht aber gespannt auf etwas anderes und berührt im Dunkeln Wiltraud's Arm, um sie aufmerksam zu machen. Jetzt hört sie es auch. Ein Wagen mit krächzenden Rädern fährt den Berg herauf und hält vor der Thür. Ein lauter Peitschenknall.

„Das ist die Frau!“ sagt Gemming.

„O Gott, so früh — und er schläft grad so gut!“ Wiltraud ist es zu Muth, als müsse sie einer Hinrichtung beiwohnen. Hände und Füße sterben ihr ab vor Angst. Ein zweiter heftiger Peitschenknall. Mit einem Schmerzenslaut fährt der Kranke aus dem Schlaf: „Was ist?“

„Mei lieber Pöschinger, Ihre Frau kommt — Sie zu holen — 's ist leider Zeit.“

Und wie der Verurtheilte, der zum Schaffot geholt wird, fängt sich der elende Mann, gehorsam — aber seinen Körper schüttelt der Frost.

Wiltraud, ihrer Bewegung nicht mehr Herr, will hinunter, um zu öffnen.

„Wiltraud —“ tönt hinter ihr ein brechender Laut. Sie kehrt um und eilt zu ihm hin.

„Noch vorher abje sagen —“ bittet Tenner und kniet im Bett auf.

Sie versteht ihn — es ist der letzte Abschied —! Und sie schlingt die Arme um die abgekehrte Gestalt und einen Augenblick ruht sein Haupt an ihrer Brust, ihre Lippen berühren seine kalte Stirn und ihre Thränen nehen sein Haar.

„Jetzt — will ich all's extragen!“ flüstert er. „Gott segn' Dich tausend, tausendmal!“

An der Thür wird gepoltert und eine leisende ungeduldige Frauenstimme ist zu hören. Wiltraud eilt hinaus.

— Ihr ist zu Muth, als sei sie plötzlich gewachsen. Wie die Pflanze, die der Regen niederschlägt, während er im Innern ihr Wachsthum fördert.

„No, da geht's a Zeit her, bis ei'm aufg'macht wird! Zerst sprengt ma d' Leut' her, daß ma meint, 's ging scho an Hals und Krag'n und nachd' laßt ma's nit eini!“ — So schimpfend tritt ein robustes Weib ins Haus. Der erste Tageschein zeigt ihre hübschen, aber groben Züge.

„Gruß Gott! I möcht mein Ma' holen. Seid's Des des Fran'uzimmer, wo 'n pfllegt hat?“

„Ja“, sagt Wiltraud, unwillkürlich einen Schritt von ihr zurücktretend: „Wünsch guten Morgen! Der Herr ist oben in der Kammer.“

„Zerst muß i für's Pferd sorgen! Habt's loan Knecht?“

„Nein!“

„Und aa loan' Stall, wo ma's einstell'n kumt.“

„Stall schon, aber da ist d' Geiß drin und weiters ist nit aufg'schütt!“

„Om! anbinden laß ma's aa nit —“

„Wann's a Deck'n habt's, nachd' kann ma's ja stehn lassen, und der Herr Gemming, der droben ist, haltet's Ent vielleicht so lang.“

„Meintswegen,“ sagt die Frau und wirft dem Thiere so plump die Decke über, daß es erschrickt und zur Seite springt.

„Geh-la!“ schreit sie und reißt es am Zügel: „Kast nit sieha?“

Wiltraud zieht sich das Herz zusammen: „Wie wird die den armen Mann pflegen, wenn sie so mit dem Pferd umgeht! Gott sieh' ihm bei!“

Sie steigt die Treppe hinauf: „Herr Gemming, wär't's nit so gut, dera Frau 's Ross z'halten, daß i sie 'rauf in d' Stub'n führen kann?“

Gemming hat unterdessen den Freund angekleidet und ist gerne bereit. „Muth, lieber Tenner, 's geht auch vorüber — wie alles. Das ganze G'frett von hentzutag ist's nit werth, daß sich a vernünftiger Mensch drum 'runter kränkt,“ tröstete er ihn. Aber man sieht ihm an, daß er selbst des Trostes bedürfte. — Dann verläßt er das Zimmer und Wiltraud führt die Frau herauf.

Tenner sitzt matt auf dem Bettrand, als die breite, in ihren dicken Winterkleidern doppelt unförmige Gestalt sich zur Thür hereinschiebt.

Unterdessen ist es hell geworden. Sie bleibt einen Augenblick stehen und schaut ihn zweifelhaft an.

„Grüß Di Gott,“ sagt Tenner mit heiserer, verfallener Stimme.

„Ja, Jeesas — bist es Du wirklich? I hab Di schier nimmer kennt!“ Sie geht widerstrebend zu ihm hin und reicht ihm die Hand in ihrem rauhen wollenen Fausthandschuh. „No — so grüß Di halt Gott, — Du machst schöne Sachen! Jetzt bist ruiniert für Dei Lebtag. — Dös war wohl der Müß' werth, dös Um'anderthuan mit deua Haberer, — daderfür hast Di so zurichten dürfen!“

„Frau,“ sagt Wiltraud bittend, „seht's denn nit, wie schwach er ist? Wie kann ma denn da noch Vorwürf machen!“

„I kann doch nit sagen, daß i mi drüber frem?“

„Dös verlangt niemand, aber so viel menschlich's G'fühl kann a jed's hab'n, daß es 'n Kranken nit noch plagt!“

„So? vielleicht aa noch schönthuan, — wann einer nit an Weib und Kinder denkt? No, da bist ja in'ra guaten Schual g'wesen. Wann D' so 'n Umgang hast — na wundert mi nit mehr —!“ Sie stampft in der Kammer umher und packt Tenner's Sachen zusammen, die ihr Wiltraud reicht.

Tenner spricht kein Wort. Sein Blick hängt an Wiltraud, als wolle er sich aus ihren bleichen edeln Zügen Geduld trinken.

Wiltraud bringt das noch immer nöthige Verbandzeug herbei und will es der Frau erklären, aber die weist sie zurück: „Da dervon versteh i nit — mit Selles gieb i mi nit ab. Dös kann er sich d'hoam vom Bader thuan lassen. Er soll's nur zahlen, kost eh' scho g'nua die G'schicht — 's geht alles in ei'm hin!“

Wiltraud stockt das Blut in den Adern. „Fran, wollt's denn den Mann umbringen?“

„O mei, da bringt scho mi no z'erst der Verdruß um!“ Sie knittert das Verbandzeug in einen unordentlichen Bausch zusammen und wirft es in den Sack. „Wildern ging er, hat er g'sagt, wie er jurst ist, so hat er mi ang'logen! Jetzt bringt ma an Sack voll Wundhadern ins Haus, statt 'n schöne Stück Wildbret in d' Kuchl.“ Sie nimmt einen weinerlichen Ton an, während sie in den Sachen kratzt. „Da hat ein'n 's ganz Dorf beneidt, wie wir g'heirath hab'n, daß i den Tenner krieg! Jetzt was hab' i? 'n z'sammg'schossenen Haberer und 'n Exkommunizirten derzu. Da werd i 'n Ehe aufheben, wann i durchs Dorf fahr! — Dös hätt' i wissen soll'n, daß Du! bei die Haberer bist, da hätt' i lieber da Goshirt g'nommen, — der hätt' ein' wenigstens nit so an'glogen wie Du: — Was hast mir alles vorg'macht, wann d' ganze Nacht fortblieben bist, und i war so dumm und hab's glaubt. — In allem bin i ang'führt, in allem! Als a Ganzer hab' i die g'heirat — und als a Halbeter muß i die jetzt haben. Aber dös sag' i dir — auf der Gass'n zeig' i mi nit mit dir und wann d' stirbst, ohne G'laut, — i geh dir nit mit der Leich.“

„Frau!“ ruft Wildtraud, an allen Gliedern zitternd — und stellt sich wie schützend neben den Kranken. „Seid's denn noch a Mensch?“

Tenner legt Wildtraud warnend die Hand auf den Arm: „Sie muß sich halt aussprechen, sie meint's nit so bösl!“

„Ja wohl mein' i's bösl! Da kennst mi nit. I bin a christliches Weib und will 'n christlichen Mann! I wollt dir's no verzeihen, daß i di als 'n Krüppleten umanand ziehg'n muß, 's ganze Leben, — aber daß d' ex k o m m u n i z i r t bist — dös verzeih' i dir nit.“

Wildtraud macht eine Bewegung, als wolle sie Gemming rufen. — Tenner hält sie zurück: „Laß nur, Wildtraud. Sie hat, von ihrem Standpunkt aus, recht! — I hab's ja g'wußt, daß es so kommt, und muß es tragen, wie's Gott über mich verhängt.“

„Ja, natürlich! Du mußt's trag'n? I moan, i muß es trag'n. Denn i hab' die Last und die Arbeit und du darfst hinsitzen und nixhuan! No was machst denn du für a G'sicht?“ fährt sie Wildtraud an: „Dich geht's gar nig an. Sag' Du lieber, was ma z' zahlen hab'n für die Verpflegung? Schuldig bleiben wollen wir nig!“

„Dös brauch't's nimmer, 's ist schon in Ordnung.“

(Fortsetzung folgt.)

Mat.

Wie liebt' ich dich! Wenn du kamst: Vor dir den jauchzenden Sturm, der die Wolken jagte und die Nebel von den Kluppen scheuchte, der in den Föhren sang und die struppigen Häupter der Tannen zausete, in den Büschen wühlte und die Fichten warf, die mit hundert Fingern in die Erde griffen; mit dir die Sonne, die den Schnee sog von Halde und Hügel, im Tann und Thal das Leben weckte, Finkenschlag und Amselruf, Tauberrücken und Birshahnbalzen und der Haidelerche Lied, verschwimmend im lauen Abendgedämmer. Wie liebt' ich dich! Der du die Waldwiesen schmücktest und bunte Anemonen webtest in ihr grünes Kleid. Der du die Quellen löstest und öffnestest das stille Auge der Waldbrunnen. Der du die Schwalbe sandtest zum einsamen Hause, den Flieder küßttest und Blüthenschnee warfst über die Fruchtbäume des Gartens. Der du die summende Fliege erwecktest und die brummende Hummel, die zischende Wespe und den gankelnden Feuerfalken. Der du die Winterflöte hobest von der Welt und sie mir zeigtest, sonnenübergossen, bis zu den blauen Höhen . . . Wie liebt' ich dich! . . .

Wie sehnte ich mich nach dir! Aus dem Steingewirr der Stadt heraus, aus dem lichtlosen Hinterhofe, aus der dumpfen kalten Stube. Wenn die letzte Kohle im Ofen verglommen, vom gekerbten Brote das Letzte verzehrt war, hoffte ich auf dich und deine milde Wärme. Ueber die muffige Weisheit verstaubter Scharteken hinweg dacht' ich an dich. Wenn die prohigen Roboldshäupter reicher Söhne die Geistes-Prohn zur Pein mir machten, sah ich dich in deiner Schöne, und ich ertrug's. Wenn der letzte Ausweg verlegt mir schien, dacht' ich deiner, und ich ertrug's. Wenn du kamst, kam die Sonne, Licht und Wärme, neuer Muth zum Leben. Als die Hoffnung selbst erschienst du mir, daherschreitend im lichten Kleid des Frühmorgens. In den Frostnächten des Winters, in den langen Tagen der Noth, in den Stunden, da

der Kleinmuth Herr ward über mich und die Verzagtheit . . . wie sehnte ich mich nach dir! . . .

Wie sie dich lieben, meine Brüder! Der Sonn' entgegen kommen sie heute, dich zu grüßen. Dich, die rieselnden Sonnensäden, das zarte Grün der Bäume, die Blumen der Wiese, den Grashalm, der am Wege sprießt und die leichten tanzenden Schatten. Wie sie dich lieben, meine Brüder! Das Symbol ihres Strebens bist du ihnen. Stolztes Kraftgefühl gießt du in ihre Herzen, zum treuen Ausharren stärkst du sie. Als Unterpfand des Erfolges giltst du ihnen. Einer Welt zum Trost lieben sie dich, meine Brüder. Nicht schreckt sie die Macht, nicht Gewalt, Böswilligkeit nicht und nicht giftiger Hohn. Was kann ihnen der Haß anhaben, den Vereinten? Den Jugenstarken, den Wachsenden? Ihnen, die so zahlreich sind wie die Blätter der Bäume, die Halme des Felde? Die Zuversicht ist mit ihnen und die Gewißheit. Jede springende Knospe sagt es ihnen, jeder Blüthenzweig . . . Wie sie dich lieben, meine Brüder! . . .

Wie sie dich ersehnen, meine Brüder! Sie, die prohigen Uebermuth heut an den Maschinen hält, unter Schwirrenden Riemern und an brodelnden Kesseln, an glühenden Oefen, an Schraubstock und Werkbank. Wie sie dein gedenken, wenn sie auch fern sind! Wie sie dich ersehnen, dich und die Kraft, dich zu lieben, wie die Brüder! Sie sehen dich nicht, aber sie wissen, wer du bist. Auch ihr Tröster bist du, ihr Zukunftsweiser. Fern sind sie, aber bei dir und ihren Brüdern im Geiste. Wie sie dich ersehnen, meine Brüder! dich und den Tap, da alle Ketten fallen, da alle frei sind, die Menschenantlig tragen, frei und leuzeselig und lebensfreudig, den Maitentag der Welt. . . . Wie sie dich ersehnen, meine Brüder! . . .

Wochenplauderei.

Viel gepriesen und mehr noch verklärt wird das junge Berlin. Raum schwankt das Urtheil über irgend eine Großstadt so sehr, als über die jüngste aller Riesenstädte. Was über sie gedacht und gesagt worden, ob man sie den Wasserkopf des Reiches, ob das Sammelbecken genannt hat, in das die Arbeits- und Wirtschaftenergie des Reichs allmählig einströmt; ob man sie staunend einem jugendlichen Reden verglich oder sie den prohigen Lümmel hieß: Gleichgiltig hat diese Stadt in ihrer Beweglichkeit und unmäßigen Art niemanden entlassen. Wie man in ihr heftig gedrängt und geschoben wird, so fordert sie zur Parteinahme auf.

Nur eins hat man unserem Berlin selten nachgerühmt: daß es eine reizunflößene Stadt wäre, daß hier dem Fremden das Beken leicht einginge. Und dennoch hat dies Berlin eine Periode, wo es vom Zauber der Schönheit gestreift wird. Wenn so, wie jetzt, die wohlige Frühlingswärme nach langen, rauhen Tagen sich jäh über die Straßen ergießt, dann mag man gern das uniforme Einerlei dieses Häusermeers vergessen, dann verlangsamte sich auch der Schritt des Gahenden für eine kleine Weile; dann liegt es wie ein Hauch stiller Feierlichkeit, selbst über jenen Gassengevierten, in denen sonst rastlos und ewig gleichförmig der geschäftige Betrieb seinen Gang geht, in denen Arbeitsstätte sich an Arbeitsstätte reiht. Auch die gewiß fargen Bäumchen, die innerhalb der langgestreckten, beklemmend langgestreckten Häuserreihen mühselig genug emporkwachsen, bedecken sich mit zartem Grün. Es ist wie ein leises Aufblühen inmitten ängstlicher Schwüle.

Herr Dr. Langerhans, Stadtvoater von Berlin, liebt gewiß sein Berlin mit väterlicher Zärtlichkeit. Herr Dr. Langerhans hat eine berühmte gewordene Tante in Paris, bei der er über mancherlei, was das öffentliche Leben anlangt, schon Erkundigungen eingezogen hat. Die gute Tante in Paris wird Herrn Dr. Langerhans wohl auch davon unterhalten haben, was im glanzvollen Paris von seiten der Gemeinde für Kunst und Wissenschaft geschehe. Das hat sicherlich seinen Ehrgeiz gestachelt; und so durfte Dr. Langerhans am letzten Donnerstag, als die Stadtverordneten über die Verschönerung Berlins berieten, mit Nachdruck ausrufen: Wir müssen doch von Stadt wegen Kunst und Wissenschaft unterstützen.

Für mich hat das Wort „Verschönerung“ stets einen unangenehmen Beiklang. Was nicht schön und stolz geworden ist in Freiheit, aus glücklicher Geistesanlage heraus, von der Gunst der Verhältnisse emporgehoben, das sucht man hernach zu „verschönern“. Es erinnert an Flickwerk. Die Grazien haben Berlin vieles versagt. Es sind mannigfache Faktoren, die da mitsprechen. Eine verhältnismäßig junge Kulturstätte ist in Berlin geschaffen. Nicht gerade auf üppigem Unterboden, in rauher Entwicklung war sie entstanden. In der Zeit der soldatischen und kapitalistischen Eroberer konnte jene Freiheit unmöglich gedeihen, in der das künstlerische Temperament sich auszulieben vermag und von der jede künstlerische Entfaltung im lebendigen Sinne abhängig ist. Nur so kann sie volksbefruchtend wirken. Aber es liegt nicht in der Natur der Eroberer, Künste und Wissenschaften freierlich gedeihen zu lassen. Für die Wurzeln aller Gestaltungskraft und allen Forscherdranges haben sie

in ihrem eifernden Sinn kein Verständnis; sie können nicht anders, sie müssen darnach trachten, Wissen und Künste für ihre Nachtzwecke zu formen und zu nützen. Es kann zum Beispiel ein wirklich kunstfroher Herr stolze Schlösser auf landschaftlich wunderbaren Plätzen errichten. Was er aber sinnt, ist Ausfluß seines Nachtgefühls, seines rein persönlichen Nachtgefühls. Das Gefühl bezaubert ihn und er meint, mit dem französischen „Sonnetkönig“, mit Ludwig IV. wetteifern zu können. Er wird also, wie es der unglückliche Bayernfürst Ludwig that, seine Liebhabereien in Nachahmung einer vergangenen Periode ausführen lassen. So kostbar sie seien, sie werden immer etwas Seltzam-Bizarres bleiben. Man wird sie vielleicht verwundert anstaunen: aber es wird von ihnen keine recht erwärmende, strahlende Kraft auf die Volksseele übergehen. Die hat ihr besonderes Feingefühl; und wenn man in breitere Schichten Kunstverständnis tragen will, so kann man doch dieser Volksseele nicht kommandieren, daß oder jenes hast du zu verarbeiten und in dich aufzunehmen. Nur jene künstlerische Nahrung wird die Volksseele begierig aufsaugen, die ihrem besonderen Feingefühl, ihrer Weltanschauung, ihrer geistigen Empfänglichkeit entspricht. Ich weiß nicht, ob die Tante des Herrn Langerhans in Paris, die einst werthvolle Aufschlüsse über die politische Grundstimmung der Franzosen gab, darüber nachgedacht hat, warum durch die Bevölkerung von Paris — und nicht etwa nur in einzelnen bevorzugten Kreisen — eine stärkere Schönheitsfreude offenkundig hindurch zieht, als bei uns. Nicht die Sehnsucht nach künstlerischer Erbauung ist damit gemeint, — die ist vielleicht in Berlin stärker erregt; sondern die Bethätigung in kleinen und kleinsten Lebenszügen; in der Freude an irgend einem geschmackvollen kunstgewerblichen Stück in der Art, auf dem ärmlichen Gewand durch eine Kleinigkeit das Zeichen individuellen Geschmacks aufzuprägen. Sollte da nicht der Einfluß langjähriger Tradition und Volkserziehung deutlich sich aussprechen? Dieser Einfluß hinwieder konnte doch nur gewonnen werden, weil die Kunstpflege auf demokratischer Grundlage sich entwickelt hat. Bei uns zu Lande wohnt der Kunststücker leicht etwas Steif-Sonntägliches an, um nicht zu sagen, etwas Parademäßiges. Lange sträubte man sich dagegen, Phantasie und Kunst auch im Werktagdinge zu verwenden, und die Kunstjünger hielten ihr Werk für eine Art von weihelichem Mysterium. Sie schufen lieber Arbeit um Arbeit unnütz, Gemälde und Bildwerk wanderten von Ausstellung zu Ausstellung, kaum beachtet und nicht bezahlt, wenn nur die vermeintliche „Kunstlehre“ oder eine gewisse „akademische Würde“ gewahrt blieb.

Daß ein Mensch in einer Skizze, die er anscheinend leicht hingeworfen hat, in einem Kunstblatt, in dem er eine Zeit- und Gesellschafterscheimung in unverhüllter Wahrheit erfährt, mehr Geist und Genie entwickeln könne, vor allem aber mehr Persönliches leisten dürfe, als ein Mann, der höchst würdige, aber höchst überflüssige „schwere“ und umfangreiche Arbeiten liefert, das war dem Pariser Esprit schon lange verständlich, ehe bei uns das Verständnis hierfür langsam reifte. Daß man einen täglichen Gebrauchsgegenstand durch hohen Formsinns adeln und selbst das misachtete Anschlagspalast zu einem Bierstück gestalten könne, auch diese Wahrheit war ihrer ganzen Bedeutung nach dem Volksverständnis drüben längst vertraut, das ist ein gewichtiger Vorsprung.

Nun kommt bei uns der gute stadtväterliche Wille. Der Berather der Gemeinde ist einmal feiertäglich gestimmt. Er sieht auf seinem Sorgenstuhl, faßt mit der Hand nach seinem Kinn und dann sagt er in höchst respektvoller Entschliebung: „Kinnings“, es muß etwas geschehen. Berlin muß wieder einmal verschönert werden. Es geht nicht mehr anders. Die Tante in Paris meint auch, die Berliner dürften nicht zurückstehen. Für Kunst und Wissenschaft muß etwas gethan werden.

Also muß für das Kaiser Friedrich-Denkmal gesorgt werden, wir leben nun einmal in einer denkmalwüthigen Periode. Dann vergessen wir unsere Hofoper nicht, wie es sich für getreue Unterthanen ziemt. Das Opernhaus muß auch äußerlich auf einen würdigeren Stand gebracht werden. Es ist in der Stadtverordneten-Versammlung schon erwähnt worden, wie wenig vollstämmliche Bedeutung dies Kunstinstitut habe. Freilich, es ist ein Hoftheater. Und doch giebt es ein Hoftheater, und ein prunkvolleres noch dazu, das wenigstens eine Abschlagszahlung aus Kunstbegieriger Volk leistete. Es ist das Neue Wiener Burgtheater, dessen Direktor Dr. Burckhard vollstämmliche Klaffervorstellungen einfuhrte. In einer Broschüre hat Burckhard eingehend geschildert, wie sich die Arbeitervereine zu dem neuen Unternehmen stellten, welche intensiv aufmerkendes Publikum man gewann, wie die Mitwirkenden diesem neuen Publikum nicht bloß gaben, sondern auch von ihm empfangen und wie selbst die vermögneren Schauspieler Wiens zum Schluß sich vor diesen Zuschauern gern versuchten und angeregt wurden. Und das Komtejtentheater, wie man das Burgtheater ironisch zu nennen pflegt, hat dadurch nichts an höflichem Glanz eingebüßt. Die jungen Gräfinnen waren nicht weiter vom plebejischen Dunst belästigt.

Auf ähnliches können wir hier lange warten. Dafür erhalten wir zur Belehrung schon im Herbst dieses Jahres die vielbesprochenen Standbilder in der Siegesallee. Es werden Denkmäler Brandenburg'scher Herren errichtet, die die Phantasie des Lebenden in nichts erregen können. Ihr Andenken ist verschollen und nur mit dem Konversationslexikon in der Hand wird man begreifen können, wen und was sie vorstellen. Die Volksseele wird fragen: Was ist

mir Heluba? Und das eben ist es, was die Verschönerungen Neu-Berlins so häufig kennzeichnet.

Die Kunst ist nicht freier Selbstzweck; sie ist in schulmeisterlichen Dienst gestellt. Das macht sie sonntäglich fleiß und unscrupulbar im hohen Sinne. Daher kommt auch der fehlerhafte Kreis, in dem wir uns bewegen. Die soll Kunstverständnis und Kunstbegeisterung in weite Kreise getragen werden, wenn die Kunstpflege, wie sie thatsächlich geübt wird, diesen Kreisen nichts zu sagen hat und keinerlei Idee, die in ihnen lebendig waltet, versinnbildlicht? Vielleicht löst die kluge Tante in Paris diesen inneren Widerspruch. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

Ueber Vorkommen und Gewinnung des Erdöles sprach in der „Wissenschaftlichen Vereinigung“ zu Hamburg unlängst Dr. M. Albrecht. Wir geben aus dem Vortrage folgendes wieder: Heute wird Erdöl in allen fünf Erdtheilen gefunden oder durch trockene Destillation bituminöser Stoffe hergestellt, allerdings nicht überall in solchem Umfange, daß ein beachtenswerther gewerblicher Betrieb damit verknüpft ist. Für die Versorgung des Weltmarktes mit Petroleum ist nur von Bedeutung das Vorkommen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Baku am Kaspischen Meere. In allerjüngster Zeit wird Petroleum ausgeführt von Sumatra und Java, Großruß im Kaukasus, Galizien, Rumänien und Peru. Das in Italien, Deutschland, Kalifornien, Canada, Indien, Japan, Argentinien, Australien und an anderen Orten gewonnene Erdöl wird im Lande selbst verbraucht. Das Vorkommen in Afrika bietet zunächst nur wissenschaftliches Interesse dar. Der Vortragende schätzte an der Hand der ihm zur Verfügung stehenden Daten die heutige Gesamterzeugung der Erde an rohem Erdöl auf rund 100 Millionen Fässer à 187 Hektoliter oder 1,5 Doppelcentner pro Jahr, woran theilhaftig sind: die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 47 Millionen Fässern, Baku mit 40 Millionen Fässern, Sumatra und Java mit 3 Millionen Fässern, Großruß (Kaukasus) mit 2,5 Millionen Fässern, Peru mit 2,5 Millionen Fässern, Oesterreich-Ungarn mit 2 Millionen Fässern, Kanada mit 0,8 Mill. Fässern, Rumänien mit 0,5 Mill. Fässern, Indien (Birma) mit 0,3 Millionen Fässern, Deutschland, das übrige Rußland, Japan, Argentinien, Kalifornien, Italien u. a. mit 1,4 Millionen Fässern. Das Erdöl wird in Schichten verschiedenen Alters und in Tiefen bis zu 800 Meter gefunden. Es besteht aus einem Gemisch gesättigter und ungesättigter Kohlenwasserstoffe, wenig durch sauerstoff-, schwefel- oder stickstoffhaltige Produkte verunreinigt und enthält häufig feste Kohlenwasserstoffe, Paraffine und Vaseline, in Lösung. Von den verschiedenen Theorien über die Entstehung des Erdöles zählt heute diejenige über die Entstehung aus thierischen Ueberresten die meisten Anhänger, seitdem auf Anregung von Engler aus Extran, Pfahnmuschel und getrockneten Fischen durch Destillation unter hohem Druck dem Erdöl ähnliche Kohlenwasserstoffe gewonnen werden. —

Literarisches.

— Die „Justice“, unser Londoner Bruderblatt, hat eine Sondernummer zum Reisefest veranstaltet, welche soeben in unsere Hände gelangt. Dieselbe zeichnet sich gleicherweise durch ihre Reichhaltigkeit wie durch gute Ausstattung aus. Der Inhalt trägt einen durchaus internationalen Charakter. In einem einleitenden Artikel werden den Sozialisten aller Länder brüderliche Grüße dargebracht. Sodann giebt Genosse Hyndman einen Ueberblick über die internationale Lage und Charles W. Dille über die Kreta-Frage und damit zusammenhängende Probleme. Englische Beiträge zu der Festnummer stammen ferner von Baz, Cuninghame Graham und Tom Mann. Außerdem hat die Redaktion sich bemüht, den englischen Parteigenossen eine Umschau über die Arbeiterbewegung in den verschiedenen anderen Ländern zu bieten, und hat zu diesem Zwecke von bekannten Genossen der verschiedenen Nationen Beiträge erbeten. Von diesen seien erwähnt: der Artikel Liebknecht's über den „Ersten Mai in Deutschland“ und der von Vera Sassulitsch über die Bewegung der Arbeiterklasse in Rußland; auch die französischen, holländischen, spanischen, italienischen Genossen haben interessante Artikel beigegeben.

Für die künstlerische Ausstattung dieser Maigabe hat Walter Crane wieder treffliches beigebracht. Die von ihm gezeichnete Karte zeigt einen Arbeitmann, welcher auf tief niedergebückter Schulter einen großen goldgefüllten Kasten trägt, auf dessen Höhe drei Kapitalistentypen, den Profit, die Rente, den Zins darstellend, sitzen; von der Seite tritt eine Mädchengestalt an den schwer Belasteten, welche in der Rechten einen Siegeskranz trägt, in der Linken eine Standarte mit der Aufschrift: „Der Arbeiter Maitag“ hält, auf deren Bändern zu lesen ist: „Das Land für das Volk — Produktion für den Gebrauch, nicht für den Profit — das Wohlergehen Aller.“ Schließlich hat Crane auch einen „Sang für den Tag der Arbeit“ gewidmet. Die ganze Festnummer macht den besten Eindruck. —

— Akademie Concourt. Die Versteigerung der von Concourt hinterlassenen Kunstschätze und Bücher geht ihrem Ende entgegen und wird ungefähr anderthalb Millionen eintragen. Obwohl die japanische Sammlung verhältnismäßig schlecht abgesetzt wurde, so erklärt Alphonse Daudet dennoch das Gesamtergebnis für sehr befriedigend und für mehr als genügend, um die Akademie Concourt genau nach den Bestimmungen des Testaments ins Leben

zu rufen. Was die Ansprüche der entfernten Verwandten Goncourt's betrifft, so hält sie Daudet, wie er einem Mitarbeiter des „Gaulois“ versicherte, für wenig begründet. Alle Wünsche Goncourt's werden nach ihm sehr bald in Erfüllung gehen. —

Medizinisches.

— Ueber eine neue Ausnutzung der Röntgen-Strahlen in der Medizin berichten in der neuesten Nummer der „Deutsch. med. Wochenschr.“ Dr. Dahlfeld und Pohrt in Riga. Es handelt sich um den Nachweis von Fremdkörpern im Auge mit Hilfe der Röntgen-Strahlen. Verletzungen des Auges durch metallische Fremdkörper ereignen sich nicht selten in der Metallbearbeitung, bei Schloßern und Maschinenbauern. Bisher war die Verwendung der Röntgen-Strahlen zum Nachweise von metallischen Fremdkörpern im Auge nicht versucht worden, weil die Anschauung bestand, daß die Röntgenstrahlen das trübliche Gehäuse, in dem der Augapfel liegt, nicht durchdringen. Es wurde dabei übersehen, daß die Knochenwandungen der Augenhöhle, abgesehen von den Rändern, sehr dünn sind. Thatsächlich sind sie für Röntgen-Strahlen bis zu einem gewissen Grade durchgängig. Das zeigten Aufnahmen, die Dahlfeld und Pohrt so fertigten, daß sie an die eine Schläfe die photographische Platte anlegten und die Hittorfsche Röhre in 10 bis 15 Zentimeter Entfernung von der anderen Schläfe aufstellten. Es galt für sie, sich zu vergewissern, ob in solchen Aufnahmen metallische Fremdkörper in der Augenhöhle überhaupt hervortreten, ob sie nicht vielmehr verdeckt werden. Dafür nutzten Dahlfeld und Pohrt Personen aus, bei denen ein Augapfel infolge Erkrankung geschrumpft ist und die Augenhöhle infolge dessen nicht ganz ausfüllt. Solchen Personen wurden neben den geschrumpften Augapfel möglichst weit nach hinten kleine Fremdkörper, wie Schrotkörner und Drahtstückchen, in die Augenhöhle gelegt und durch in Kokain getauchte Wattebäusche in ihrer Lage festgehalten. Bei der photographischen Aufnahme mit Röntgen-Strahlen wurde die Platte an die Schläfe der Seite gelegt, wo sich der Fremdkörper befand. Die Hittorf-Röhre stand der andern gegenüber. Die Versuche hatten ein günstiges Ergebnis. Die Fremdkörper waren auf dem Röntgen-Bilde jedesmal deutlich sichtbar. Die Probe auf das Exempel, ob auch unter natürlichen Verhältnissen nach einer Verletzung des Auges durch einen metallischen Körper dieser mit Hilfe der Röntgen-Strahlen werde nachzuweisen sein, machten Dahlfeld und Pohrt an einem 24-jährigen Arbeiter, dem drei Wochen zuvor ein Stück Eisen gegen das rechte Auge geflogen war. Seine Kameraden hatten ihm sofort „ein Stück“ aus dem Auge entfernt, so daß der Patient die feste Ueberzeugung hatte, es könne ein Fremdkörper nicht mehr im Auge vorhanden sein. Er hatte daher dem Arzt, der ihn zuerst behandelte, jeden operativen Eingriff verweigert. Die Untersuchung des Auges ließ die Anwesenheit eines Fremdkörpers zwar sehr wahrscheinlich erscheinen; mit Sicherheit konnte dieser jedoch nicht festgestellt werden. Gewißheit brachte die Röntgen-Aufnahme, die freilich mit technischen Schwierigkeiten verknüpft war. Es waren drei Aufnahmen nötig. Es war nach dem Ergebnis unerlässlich, den Augapfel im ganzen herauszunehmen. Die Sektion des Augapfels ergab, daß ein kleines Eisenstückchen von 3 Millimeter Länge und je 1 Millimeter Breite und Höhe an dem Kreuzungspunkte des vertikalen Meridians und des Äquators des Auges vorhanden war. Das Eisenstückchen wog 0,008 Gramm. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Piassava-Faser und ihre Erasmittel. Die Ansprüche der Technik an die verschiedenen Fasern, die uns das Pflanzenreich liefert, sind je nach dem Zwecke der Verwendung verschiedener Art. Entweder soll die Faser zu feinen Geweben versponnen oder zu Bindfäden und Lauen gedreht oder für Sten und Besen verarbeitet werden etc. Zu dem letztgenannten Zwecke dient die Piassava-Faser. Es ist eine fischbeinartige, tiefbraune, glanzlose Faser von der Dike einer Stricknadel; sie verbindet mit großer Dauerhaftigkeit eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen abwechselnde Trockenheit und Nässe und wird deshalb zu Straßenbesen und Straßenreinigungsmaschinen, auch zu Bürsten etc. benutzt. Sie stammt von einer brasilianischen Palme, *Attalea funifera*, die an den sumpfigen, überflutheten Ufern der Nebenflüsse des Amazonasstroms und Drinoco gedeiht. Die Faser wird aus den jähen Gefäßbündeln der Blattstcheiden gebildet, die nach Zerflörung der übrigen Gewebe dieser Scheide an dem Stamme frei herunterhängen. Die größere Nachfrage und ein Mangel an dieser Faser führte Mitte der achtziger Jahre eine Preissteigerung herbei, wodurch man sich veranlaßt sah, nach einem Erasmittel zu suchen. Man fand dieses zunächst in der westafrikanischen *Raphia-Piassava*, den Fasern (Gefäßbündeln) der unteren Blattstielenden der Wein-Palme, *Raphia vinifera*, die in Westafrika an den Flußufern mit der Delpalme und Mangrove ausgebreitete Dickichte bildet. Die Palme liefert den Eingeborenen in dem Saft einen Palmwein, in den 3 bis 5 Meter langen Blattstielen der Fiederblätter ein Material zum Bau der Dächer und Säune ihrer Hütten, in der abgezogenen Oberhaut der Fiedern einen haltbaren Bast (*Raphia-Bast*), der allerdings in Länge und Haltbarkeit etc. mit demjenigen einer verwandten Art aus Madagaskar nicht konkurriren kann. Durch einen Fäulnisprozess wird aus dem unteren Ende der Blattstiele

die dunkelbraune bis lichtbräunliche Faser isolirt. Sodann erschien auf dem Markte eine Madagaskar-Piassava, eine ziemlich lange, braune, aber feinere und biegsamere Faser, deren Ursprungspflanze lange Zeit unbekannt blieb, bis es den Nachforschungen der New Gardens gelang, dieselbe 1895 zu erhalten und sie als eine neue Palme, *Dictyosperma fibrosum*, zu beschreiben. Sie wächst im Innern von Madagaskar und wird dort „Bonitra“ genannt. Der 5 Fuß hohe und 2 1/2 Zoll dicke Stamm wird bis zur Basis mit einer dichten Masse von Fasern bekleidet, die aus den inneren Scheiden und der Rinde der abgestorbenen Blattstiele gebildet werden. — Ein weiteres Erasmittel liefert die Palmyra-Piassava, die Faser der Blattstiele der Palmyra- oder Deleb-Palme, *Borassus flabellifer*, die von Senegambien bis Ceylon und den Sunda-Inseln verbreitet ist. Auch Kitool, die Fasern der Blattstiele der Brempalme, *Caryota urens*, in Vorder- und Hinterindien kann zu ähnlichen Zwecken verwendet werden. —

Humoristisches.

— Von einem alten Hamburger Schiffskapitän, der durch die schwersten Stürme sein Schiff mit größter Sicherheit geführt und der wegen seiner seemännischen Tüchtigkeit wie Biederkeit in hohem, wohlverdienten Ansehen stand, dem aber jeder gesellschaftliche Schluß vollständig fremd war, wird der „Zgl. Rundsch.“ von einem Ohren- und Augenzeugen folgende drastische Geschichte erzählt: Als er einst mit seinem Schiffe in einem amerikanischen Hafen lag, erhielt einer seiner Fahrgäste gerade zur Zeit des Mittagessens den Besuch des bekannten Schriftstellers Gerstaeder. Als er seinen Besuch in den Speisesaal führte, fragte der Kapitän seinen Reisenden leise: „Wat is dat för'n Kirt?“ Als dieser ihm darauf erwiderte, es sei der bekannte Schriftsteller Gerstaeder, rief der Kapitän mit Stentorstimme: „Stuart! bring' för den Schriber of en Töller Szupp!“ Da der Kapitän sich, wie es überhaupt seine Art war, sehr gastfrei erwies, wollte Gerstaeder ihm doch einige freundliche Worte sagen, und äußerte bei dem Abschiede: „Es hat mich sehr gefreut, Sie persönlich kennen zu lernen; ich habe von Ihnen schon so viel gelesen und gehört!“ Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete der alte Seebär: „So—o? Ja von Se noch gor nig!“ —

— Vom Lissaer Kasirtarif. Alle Deutschen sind zwar vor dem Gesetz gleich, aber nicht vor den Maßmessern in Lissa. In den dortigen Barbiergehäften ist nämlich folgender „Kasirtarif“ angeschlagen: Für Honoratioren 20 Pf. — für den Mittelstand 15 Pf. — für Arbeiter 10 Pf. Die Unterschiede in der Preislage sollen sich besonders in der Schärfe der Messer fühlbar machen. Die Hauptschwierigkeit in der Durchführung dieses Tarifes liegt für den Barbierherrscher darin, seine Kunden richtig zu beurteilen, was sogar bei den Einheimischen nicht leicht fallen soll; denn man erzählt sich, es sei vorgekommen, daß ein Lissaer bei Beginn des Monats in der ersten, am 15. in der Mittelstandsklasse und am letzten nach dem Arbeitertarif sich rasiren ließ. Weit verwidelter aber wird die Sache, sobald ein Fremder auf der Bildfläche erscheint. Ein Posener, der kürzlich Lissa besuchte, berichtet der „Pos. Jtg.“ z. B., daß die aus dem Meister, einem Gefilken und den beiden Lehrlingen bestehende Preisrichterstaffel lange geschwankt habe, ob sie ihn in die Mittelstands- oder Honoratiorenklasse versetzen sollte. Schließlich gaben aber die beiden Lehrlinge den Ausschlag, und unser Posener wurde um 20 Pfennige gekränkt. Man kann sich denken, mit welcher Würde der neugebackene Mandarin erster Klasse von Lissa in P. das Geschäft verließ. —

Vermischtes vom Tage.

— In Schlesien und der Pfalz haben Frühjahrsgewitter starken Schaden angerichtet. —

— Die Färberei-Abtheilung der Weberei von Zwanziger in Peterswaldau (Schlesien) ist vollständig niedergebrannt. —

— In Ruxheim bei Karlsruhe streifen die Pfarrwähler. In zwei Wahlgängen wurden von sämtlichen Abstimmenweiße Zettel abgegeben. Meinen wahrscheinlich, es ginge auch ohne Pfarrer. —

— In Zwickau ist die Kaserne bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Drei Soldaten sollen in den Flammen umgekommen, ein Offizier leicht, ein Feldwebel schwer durch herabstürzende Trümmer verwundet worden sein. —

— Im Dorfe Rippich (Provinz Sachsen) ist einem Einwohner ein Strafmandat in der Höhe von 1 M. zugegangen, weil er bei dem Begräbnis eines Dorfinsassen nicht mit einem Cylinder auf dem Haupte erschienen ist. Es soll nämlich durch Gemeinbeschluss in jenem Dorfe festgesetzt sein, daß beim Begräbnis jeder im schwarzen Anzuge und mit einer Angströhre zu erscheinen hat. — Und da fürchtet sich Herr Richter, weil es im „Zukunftstaat“ nur einerlei Hosen geben soll! —

— In Montigny bei Sedan ist der Tunnel der Ardennenlinie zum größten Theil eingestürzt. Ein Zug war gerade eingefahren, konnte aber noch rechtzeitig bremsen. Wenigstens einen Monat wird es dauern, bis der Schaden ausgebessert sein wird. —